

Beppo Beyerl

Stillstand und Aufbruch

*Wiener Alltag in den
Sechzigerjahren*

ELSENGOLD





Beppo Beyerl

Stillstand und Aufbruch

Wien in den Sechzigerjahren

Elsengold

Inhalt

- 7 **Das Puzzle der Erinnerung**
Vorwort
- 9 **Ein Hoch der Arbeit**
Hackeln, werkeln, schuften
- 19 **Wie man sich bettet, so liegt man**
Bassenhäuser, Gemeindebauten, Plattensiedlungen
- 31 **Und es is alles net wahr**
Theaterbühnen, Fußballfelder, Eisenbahnstrecken
- 42 **Zu Hause ist es doch am schönsten**
Mit Fernsehen, Radio, Plattenspieler
- 53 **Unterhaltung außer Haus**
Fußball, Skifahren, Kino
- 64 **Der Verkehr ist überall**
*Weg mit den Straßenbahnen, her mit den Autos,
es lebe die Autobahn*
- 78 **Das perfekte Hinterland**
Keine Ambitionen, kein Druck, keine Kontrolle
- 88 **Einkauf macht das Leben schön**
Die Fachgeschäfte, die Greißler, das Tratschen
- 97 **Die Gastarbeiter kommen**
Im Südbahnhof, im Jedinstvo, auf dem Mexikoplatz
- 107 **Verbrechen und Unterwelt**
»Praterplatte« und »Gürtelplatte«
- 117 **Die Revolte**
In den Hörsälen, in den Medien und auf den Straßen

- 128 **Wie schaut die Zukunft aus?**
*Von Gartenausstellungen, Fußgängerzonen und
U-Bahnen*
- 140 **Ein Wort zum Schluss**
- 143 **Der Autor**
- 143 **Abbildungsnachweis**



Das Weinhaus Sittl gibt's noch immer, auch das Pelikanstüberl erfreut die Besucher, der Liesinger Kaiser ist hingegen verschwunden.

Das Puzzle der Erinnerung

Vorwort

Ist Ihnen das auch schon passiert? Mich überfiel, fast schon rücklings, die Einsicht, oder auch die Absicht, die beinahe verblassten Puzzlestücke meiner Erinnerung akribisch zusammenzufügen. Sie reichten bis in die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts zurück und ihre kausale Verstrickung war trotz allen Bemühens eher lose. Mir fiel ein, dass unser Greißler, der Herr Otto, mir stets ein Radl Wurst abschnitt, wenn die Mama 15 Deka Extra bestellte. Und dass wir mehrere Jahre nach dem amtlichen Ansuchen endlich ein Vierteltelefon für unsere Wohnung erhielten. Und dass ich mit meinen ersten – oder waren es die zweiten? – Brettl'n mit dem Mauerbacher Bus auf die Hohe-Wand-Wiese fuhr, um dort den Hang möglichst ohne »Stern« hinunterzurutschen. Greißler? Vierteltelefon? Mit dem Bus zum Skifahren? Was war das für eine Welt?

So stieg mein Interesse, die losen Puzzlestücke zu Rückblenden zusammenzufügen, in einem Rahmen, der von der Geschichte, also nicht von meiner Geschichte, sondern von den Geschichtsschreibern mehr oder weniger vorgegeben war. Um mir ein stimmiges Gesamtbild zu verschaffen, benötigte ich die Hilfe weiterer Puzzlestücke, die ich in Zeitungen, bei Zeitzeugen, aber auch bei Antiquitätenhändlern – ja, so weit liegen die Sechziger schon zurück – erwarb. Und so entstand schlussendlich nicht nur ein einziges Bild, sondern gleich zwölf Bilder, sozusagen ein Bilderbuch. Der Leser mag gern ein wenig an den Bildern rütteln, sie sind nicht mit Klebstoff fixiert, oder sie auf den Kopf stellen: Dann verschieben sich die Konstellationen auf wunderbare Art und es entstehen neue Bilder, die auf neue Art gelesen werden können. War Wien das finstere Loch im hintersten Winkel des Westens? Oder boten sich gerade durch diese Lage Möglichkeiten, die es heute nicht mehr gibt?

Ich möchte all jene, die sich an die Sechziger noch erinnern können, bitten, meinen Erinnerungen zu folgen und Vergleiche

mit den eigenen anzustellen. Und diejenigen, denen die damaligen Ereignisse nicht präsent sind, also die große Anzahl der Nachgeborenen, bitte ich, mit Neugier und Verständnis die damaligen Geschehnisse und Versäumnisse zu betrachten. Vergessen Sie nicht: Früher war alles besser. Das haben die Wienerinnen und Wiener schon in den Sechzigern gesagt.

Beppo Beyerl,
im Frühling 2026

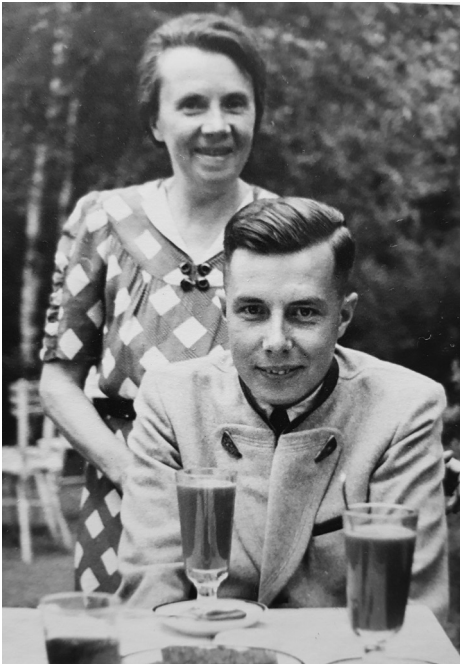
Ein Hoch der Arbeit

Hackeln, werkeln, schuften

Der stinknormale Wiener fuhr damals, in den Sechzigern, in die Hacken, im Dialekt in die »Hockn«. Es gab für ihn zumeist nur zwei Möglichkeiten. Entweder er werkelte wochentags im Büro, oder er schuftete oder hackelte am Bau. Wienerinnen pflegten damals nicht zu arbeiten, die Arbeit einer Hausfrau galt offiziell einen feuchten Schaß, war jedoch die unentbehrliche Voraussetzung für eine glückliche Ehe. Für eine Lohnarbeit außerhalb des Familienverbandes benötigten Ehefrauen bis zur Justizreform im Jahre 1975 die ausdrückliche Zustimmung ihres Mannes.

Stimmt natürlich nicht ganz, diese fixe Zuordnung der Frau zur heimischen Hausarbeit. In den Sechzigerjahren gingen, liefen, fuhren viele Frauen einer Beschäftigung nach, doch oft ohne öffentliche Wahrnehmung: Sie schufteten als Reinigungskräfte und als Putzfrauen. Allgemein bekannt war die Häuslfrau. Die war in der sozialen Skala ganz unten angesiedelt, doch jedes Schulkind wusste, man konnte ihr beim Schulstangeln zwei Schillinge geben und sie passte auf die Schultasche auf. Sollte einer am Vormittag als Schüler taxiert werden und dennoch mit einer Tasche in der Hand durch die Stadt strawanzen, dann ging er ein nicht kalkulierbares Risiko ein.

Allgemein anerkannt waren die Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen, die es allerdings in der Hierarchie nie zu höheren Posten brachten. Dazu kamen noch die Verkäuferinnen in den großen Kaufhäusern und die Standlerinnen auf den Märkten. Doch in der Regel hieß es: Der Mann bringt das Geld nach Hause, das ist seine von Gott oder von der Gesellschaft auferlegte Pflicht. Er war der *breadwinner*, wie die Engländer sagen würden. Dafür bestimmte er allein und ohne jegliche Debatte, was zu Hause passierte. *Papa locuta, res soluta*, so weit zum System der familiären Entscheidungsverhältnisse.



Der Sohn sitzt, die Mutter steht, und serviert wurde ein sogenanntes Kracherl.

Wie schaute der typische Tagesablauf in den Sechzigern aus? Herr Vater fuhr mit dem vor dem Haus parkenden 1500-Käfer ins Büro. Mit einer von Frau Mutter befüllten Proviantdose, die er in seinen als Aktentasche bezeichneten Lederravuzer gesteckt hatte. Auch wenn keine Akten mehr transportiert wurden, sondern zwei Äpfel und Menagereinderl, so hieß sie immer noch in alter bürokratischer Tradition Aktentasche. Sollte der Herr Vater keine Lust haben, die Speise des Vortages aufzuwärmen, dann konnte er Punkt zwölf in die Werkskantine gehen. Und Werkskantinen mit niedrigen Preisen gab's in Wien immer irgendwo, zur Not trottete man mit den Kollegen in die Werkskantine der Post.

Völlig ohne Hast und mit anhaltender Beschaulichkeit – und das in der Privatwirtschaft – übte Herr Vater im Büro die jeweilige Beschäftigung aus, die er jedoch kaum zu Hause der Frau Mutter oder den Kindern detailliert beschrieb. Sehr wohl äußerte er hingegen, dass er wie ein Wilder hackeln oder schufteten oder wer-

keln musste, während die anderen, also die Kollegen, sich nicht die Finger schmutzig machten. Und dass der Chef ein Vollidiot sei, der nichts von der Arbeit verstünde. So durfte man nicht immer den Vater nach der abendlichen Rückkehr ins traute Heim mit irgendwelchen häuslichen Problemen behelligen. Zwei Beispiele: Der Bub hat einen Fleck von der Schule nach Hause gebracht, also einen Fünfer. Reaktion des Vaters: eine Tracht Prügel. Zweites Beispiel: Die Vorzimmerlampe brennt nicht mehr. Reaktion: »Das hab ich eh gewusst, dass die Funsen ein Rohrkrepiierer ist.« Nach der Verkündung dieser Erkenntnis versteckte er sich wieder hinter seiner Lieblingszeitung.

Hingegen musste nach der Rückkehr des Herrn Vater das Nachtmahl mehr oder weniger servierbereit bereitstehen. Sollte der Schwarz-Weiß-Fernseher schon angeschafft worden sein, dann folgten um halb acht die ZIB-Nachrichten, die selbstverständlich von keinen störenden Nebengeräuschen begleitet werden durften. Besprechungen über die Einkaufsliste des Folgetages oder über schulische Erfordernisse gab es kaum, dafür war Frau Mutter zuständig. Kontrolle über das ausgegebene Einkaufsgeld hingegen schon.

An langen Winterabenden konnte man sich zu einem Gesellschaftsspiel zusammensetzen, im Sommer noch eine Runde um den Häuserblock riskieren, um mit dem Zwirschina vom Nachbarhaus oder mit einem der zahlreichen Hundeäufferführer über die Politiker zu schimpfen und nachher im Beisl am Eck einzukehren. Dort wurde mit steigender Intensität über die Blödheit der Nachbarschaft debattiert.

Spätestens um halb neun am Abend begann die Prozedur des Schrubbens und Putzens, nicht der Wohnung, sondern der Personen. War noch kein Fließwasser eingeleitet, griffen zuerst die Kinder am Wasserschaff, das stets als Lavoir (»Lavua«) bezeichnet wurde, zum Waschlappen, das Lavoir oder Waschreindl stand meist auf einem mittig platzierten Hocker im Essraum der Wohnung. Es folgten die Eltern, wobei das zuvor erwärmte Wasser im Lavua nicht immer ausgetauscht wurde. Dann war die Tages-schicht getan, gute Nacht. So nebenbei erzählt: Ja, es wurde das

Französische ins Wienerische hineingepfercht. So hing der Luster am Plafoo (Plafond), man hatschte am Trottoir, die Garage blieb uns ja bis heute erhalten.

Nicht immer war das Arbeitstempo hoch, nicht immer führte der Arbeitseinsatz zu unkontrollierten Schweißausbrüchen oder gar Rückenproblemen. Wenn mein Vater am Arbeitstag mit dem Dienstwagen in den Wienerwald fuhr, um dort ein paar Sägewerke zu besuchen, durfte ich nach Maßgabe meiner Freizeit, also in den Sommerferien, gelegentlich mitfahren. Eine Fahrt nach Laaben im Wienerwald war damals offenbar eine Weltreise, da gleich nach der Ankunft im Ort das Wirtshaus »Schilling« besucht wurde, weil »das Auto einen Verschnaufer braucht«, wie mein Vater seine Pause begründete. Nein, ihm war nicht der Sinn nach Alkohol, es reichten ein Kaffee und ein kleiner Imbiss. Nach dem Besuch des Sägewerkes, der langwierigen Tratscherei mit dem Sägewerksbesitzer und dem Aufsuchen des Büros – die Frau des Sägewerksbesitzers führte dort die Buchhaltung – war klar, was jetzt unbedingt notwendig war: das ausgiebige Mittagessen. Danach fuhr Vater mit dem Vertreter des Grundbesitzers in den Wald, um einen kleinen Rundgang zu den Holzlagerplätzen zu absolvieren. Dabei wurden die geschnittenen Bäume mit einem Hammerschlag nach ihrer Qualitätsklasse klassifiziert und markiert. Die Klassifizierungen spielten bei der Verrechnung des eingekauften Holzes eine Rolle. Nach einem abschließenden Kaffee samt Jause trat Vater mit dem Dienstwagen die lange Reise von der Wienerwaldgemeinde Laaben ins »Büro« an. Er arbeitete in einer (heute nicht mehr existierenden) Holzverarbeitenden Fabrik in Meidling; es gab in den diesseits der Donau gelegenen Bezirken kaum Fabriken, da die Politiker in der Kaiserzeit sich vor der Dominanz der Fabrikarbeiter fürchteten und die Ansiedlung der Fabriken in den Gebieten südlich von Wien, also im Wiener Becken, goutierten. Vater war in »seiner« Fabrik für den Holzeinkauf zuständig. Am Fabriksgelände stieg er in seinen daselbst geparkten Privatwagen, mit dem er nach Hause fuhr, und zwar genau auf jener Route, auf der er soeben mit dem Dienstwagen in entgegengesetzter Richtung ins Büro gefahren war. Den Privat-

wagen stellte er schließlich auf den von ihm in Anspruch genommenen Parkplatz genau unterhalb des Wohnzimmerfensters ab. Wie es weiterging, ist ja schon bekannt. Mahlzeit.

So verlief sein ostentativ geruhames Berufsleben. Hektik, Eile oder gar so etwas wie Stress gab's nur in Ausnahmefällen. Überwachung schon aus technischen Gründen kaum. Beschaulichkeit, Vertraulichkeit, Genügsamkeit, aber andererseits auch die Pflege menschlicher Kontakte mit vielen Tratscheinheiten, das galt als wichtiger.

Anders war die Situation für die Hackler am Bau. Die mussten tatsächlich hackeln, oder von mir aus tschinageln, um ein anderes Wort aus dem reichhaltigen Repertoire des Wiener Dialektes zu verwenden. Da konnte selbst ein während der Arbeit getrunkenes Bier keine große Erleichterung bringen. Dafür wartete nach dem Arbeitsschluss das Beisl am Eck, und in den Sechzigerjahren gab es kaum ein Eck ohne Beisl, in dem man die Schwere und Lästigkeit der Hackn mit ein paar Bier erleichtern konnte.

Apropos Bier. In Österreich galt für alle Gastronomiebetriebe eine von Braukonzernen diktierte Marktlage: Die Wirte durften nur zwei Biersorten ausschenken, eine aus einer lokalen Brauerei und eine aus einer landesweit agierenden. Dieses Bierkartell (offiziell: »Kundschaftsversicherungsvertrag österreichischer Brauereien« – die Brauereien in kommunistischen Ländern hätten eine hopfige Freude mit dieser Lösung) hielt bis in die frühen Achtzigerjahre.

Die Hackler vom Bau *»waren für jedermann, auch auf der Gasse, von fern zu erkennen, waren doch ihre Schuhe und Kleider, mitunter auch das Gesicht, von Mörtelspritzern oder Ziegelstaub bedeckt. Die meisten Bauarbeiter ... fuhren sich nach Arbeitsschluss ein oder zweimal mit den Händen über das Gesicht, versuchten den Staub von den Kleidern abzuwischen und traten den Heimweg an. Es gab nicht wenige Bauarbeiter, die ihre Arbeitsanzüge auch an Sonntagen trugen, weil sie einfach keinen zweiten Anzug besaßen.«*

So weit Johann Böhm, immerhin Präsident des österreichischen Gewerkschaftsbundes, verstorben anno 1959, posthum im Jungbürgerbuch der Stadt Wien aus dem Jahre 1969.

Mitte der Sechziger folgte eine große gesellschaftliche Neuerung. Am 4. April 1966 wurde mit der Republik Jugoslawien ein »Anwerbeabkommen« geschlossen: Von nun an hackelten »Tschuschen«, genauso wie die Türken, die aber von den meisten Wienern auch als Tschuschen bezeichnet wurden, am Bau. Sie bildeten das Subproletariat, hausten zu fünft in den kleinen Zimmer-Küche-Wohnungen mit Wasser und Klosett am Gang, schlürften zu fünft am Slibowitz von Banja Luka und verstanden zu fünft zu Beginn immer nur Bahnhof. Die Wiener Arbeiter dagegen konnten Schritt für Schritt ihren gesellschaftlichen Aufstieg vollziehen. Vielleicht erwischten sie einen Job in einer Bank oder sie ergatterten eine Anstellung in einer Versicherung oder sie erhielten am Ende sogar einen Arbeitsplatz in einem der damals zahlreich neu gegründeten Reisebüros. Hauptsache in einem Servicebereich, im Verkauf oder im Kundendienst. Und aus war's mit der proletarischen Genügsamkeit, erklimmen waren die ersten Stufen des gesellschaftlichen Aufstiegs. Nebenbei erwähnt: Wieder fünfzig Jahre später wird es diese »Geschäfte« wie Bankfilialen und Reiseberatungen nicht mehr geben, sie wurden aufgelassen, eingestellt, geschlossen. Die politische Einstellung der ehemaligen Arbeiter und nunmehrigen Angestellten richtet sich – vielleicht deshalb? – heute oft zumeist gegen das »System«. Aber das soll hier nicht erörtert werden.

Auch die Kinder hatten zu arbeiten, und zwar in der Schule. Das System entsprach sowohl in der fachlichen Gliederung als auch in der realen Gestaltung noch immer dem theresianischen Schulsystem – mit der einzigen Neuerung, dass mittlerweile koedukativ unterrichtet wurde. Aber es gab noch immer Klassenzimmer mit fix montierten Bankreihen, die die Ähnlichkeit von Schule und Kirche betonten. Vorn auf dem Podium die aufklappbare Tafel mit einer Schale für Kreidestifte. Und auf der Fensterseite des Klassenraums der Lehrertisch, der die unermessliche Autorität der Lehrperson auch optisch durch die Höhenlage unterstrich. Üblich war 50 Minuten Frontalunterricht, und wer einen Muckser zu viel machte, musste sich »ins Winkel stellen«, durfte in einer der freien Ecken bis zum äußersten Verdruss ver-

harren. Und murrte die Überzahl der Schüler aus irgendwelchen Gründen zu laut, erfolgte eine Klassenbucheintragung wie etwa: »Die gesamte Klasse brüllt und tobt, sodass jeglicher Unterricht ...« Die Bestrafung war ein Klassenkarzer, also eine obligatorische Zusatzstunde, die jeder oder jede der Klasse ohne Muckser und Murren meist am Nachmittag strafweise absitzen musste.

Dabei waren in einigen Schulen bereits in den später Zwanzigerjahren so manche Experimente gewagt worden. Das Motto in den »Glöckel-Schulen«, benannt nach dem zuständigen Stadtrat Otto Glöckel, lautete: Weg vom Frontalunterricht, flexible Tische, alles ist beweglich, wichtig ist das selbstständige Erarbeiten des Unterrichtsstoffes und nicht die Paukerei. Doch dann kamen die Lehrmethoden des Tausendjährigen Reiches, und aus war's mit den Glöckel-Schulen.

Ende der Sechzigerjahre tauchte ein neues Problem auf, das von vielen Lehrpersonen nicht probat bekämpft werden konnte: Die Haare der Buben wurden länger, die Röcke der Mädchen kürzer. Und es gab kein Gesetz, keinen Erlass, keinen Entscheid des Ministeriums, der dieses Problem regelte. Also mussten individuelle Lösungen gefunden werden. So konnte der Lehrer, der in Österreich damals noch stets als »Herr Professor« betitelt wurde, durchaus vom das Haar über die Ohrwaschln tragenden Schüler verlangen: »Entweder du gehst zum Frisör oder du musst jede Stunde für eine Prüfung vorbereitet sein!«

Alternativen waren persönliche Einschüchterungen oder Drohungen oder Gespräche mit den Eltern, denen danach nichts anderes übrig blieb, als die Söhne zum Frisör zu schicken. Und wehe, der Herr Sohn redete sich auf den bösen Frisör aus und beteuerte, dieser habe eben nicht das Haar bis über das Ohr zurückschneiden wollen. Dann besuchte der Herr Vater mit dem Sohn zusammen den Friseurladen. Resultat: eine HJ-Frisur wie zur Nazizeit.

So weit also zum Gebieter der Familie und zu den Sprösslingen. Abschließend noch ein Wort zur Hausfrau. Noch im Jahr 1961 gab es einen kriegsbedingten eklatanten Frauenüberschuss. So entfielen in Wien auf 707 763 Männer genau 919 803 Frauen! Mädchen, die nicht das »Glück« hatten, jung zu heiraten, nahmen

einen Job im Verkauf an – oder sie besuchten die Modeschule in Hetzendorf. Dort konnte die angehende »Modefachfrau« auswählen aus mehreren Ausbildungssparten: Damenkleidermachen – Modisterei – Ledergarantie – Strick- und Wirkmode – Textilentwurf – Textildruck. Beim modebewussten Wiener Publikum, also sowohl bei den die jungen Mädchen bewundernden Herren als auch bei den die Kreationen bestaunenden Damen, waren die Modeführungen der »Hetzendorferinnen« sehr beliebt. Die zukünftigen Modefachfrauen wurden anlässlich von Wettbewerben oder während der Wiener Festwochen auf den Laufsteg geschickt.

Doch üblich war damals die Rolle der Hausfrau. In den Städten hatte sich nach dem Krieg die Kleinfamilie als integraler Bestandteil der Gesellschaft konstituiert, am Land bestanden noch generationenübergreifende Familienverbände. Der Mann hatte für die Arbeit und somit für das Geld zu sorgen, deshalb beanspruchte er auch die alleinige Befehlsgewalt in der Familie. Oft musste die Ehefrau das ihr anvertraute »Haushaltsgeld« auf Schilling und Groschen abrechnen. In den Sechzigerjahren hatte meine Mutter das kauffrauliche Vergnügen, mit genau 360 Schilling im Monat auszukommen. Wodurch sie als Erstes das Schwindeln oder eine gewisse Art von Zahlenkosmetik erlernte. Ihr Sohn hat diese Eigenschaft mit großer Dankbarkeit und Ergebenheit von der Mutter übernommen: Auch er musste dem Vater stets ein Kassabuch mit seriösen Eintragungen vorweisen. Einkäufe und Besorgungen »für die Schule« galten als sakrosankt, also wurde versucht, die unbedingt erforderliche Zeitschrift »Bravo« mit leicht modifizierter Rechnung als eine Kurzbroschüre über die unregelmäßigen englischen Verba auszugeben.

Die Mutter konnte natürlich auch dem *lonely-town*-Komplex verfallen, besonders in den neuen Großsiedlungen, in denen die sozialen Kontakte der alten Bassenabauten fehlten. Das heißt: Frau Mutters Tagesablauf war ausgerichtet auf die Rückkehr der Kinder aus der Schule und abends auf das Erscheinen des Ehemannes. Was zu zahlreichen, damals jedoch weder erkannten noch behandelten Depressionen führte. Die präfreudianische Einschätzung für solch ein Verhalten war: »Die hat einen Hu-

scher!« Für Abwechslung sorgten der Besuch des Gaskassiers, der den Zählerstand beim Gas- und Stromverbrauch ablas und notierte; dafür wurde er oft mit einem Schnapsperl belohnt. Und tagtäglich tauchte der Briefträger auf, der jede Hausfrau in der Straße kannte und fast mit jeder eine Tratscheinheit einlegte, auch wenn er in seiner großen schwarzen Ledertasche keine Post für sie hatte. Allerdings erhielt er ein Stamperl, wenn er die monatliche Pension auszahlte.

Vormittags ging die Frau Mutter zum Greißler, früher Gemischtwarenhändler, heute Nahversorger, Supermärkte waren Ende der Sechziger in Wien noch recht selten. Nachmittags putzte und säuberte die Mutter die ohnehin schon saubere Wohnung – mit anderen Worten: eine weibliche Sisyphusarbeit. Weiters unterstand ihrer Obliegenheit das Säubern und die Instandhaltung des Schlafrumes, die Erziehung der Kinder, die Kontrolle oder Mithilfe bei den Hausaufgaben.

Die wichtigste Speise während der Woche war das Nachtmahl, auf das gewartet wurde, bis der Ehemann und Vater von der Arbeit heimkehrte. Nicht selten wurde im Winter in der »blauen Stunde« zwischen Einzug der Dämmerung und der Heimkehr des Familienoberhauptes das Licht abgeschaltet. Diese Lichtabschaltungen, die möglicherweise noch von Vorschriften in der Nazizeit herrührten, waren als Stromsparmaßnahme gedacht. Erreichte der Herr des Hauses endlich die Wohnung, wurde das Essen serviert. Fleisch gab es meist nur am Wochenende, sonst half man sich aus mit Kraut, Erdäpfeln mit Dillensoße, Fisolen mit Bröseln, Marmeladepalatschinken und anderem mehr. Unbekannt waren damals Gemüsesorten wie Melanzani oder Zucchini, als Gewürze wurden vor allem Schnittlauch und Majoran genutzt, selbstverständlich gab es Zwiebel und Knoblauch.

Als Kochbücher waren die Reihe »Doktor Oetker« oder »Das neue Thea Kochbuch« omnipräsent. Im »Neuen Thea Kochbuch« wurden praktische Tipps gegeben wie:

Überkochen: Knödelwasser und Suppen kochen nicht über, wenn Sie die Flüssigkeit nicht stark, sondern nur ganz

schwach kochen lassen. Wallt die Flüssigkeit zu stark, müssen Sie den Topf einen Augenblick vom Feuer nehmen.

Eine neues Küchenerlebnis bot der Druckkochtopf:

Im Druckkochtopf können Sie nur kochen und dünsten. Für Zubereitungsarten wie Braten oder Backen ist er nicht geeignet.

Im Thea Kochbuch gab es auch ein Kapitel *Brotaufstriche und Richtlinien für Schonkost* und eins, das *Tischlein deck dich* hieß:

Hier finden Sie vom Tischdecken bis zur Weinkunde alles, was eine Hausfrau über das ›Rundherum‹ wissen sollte.

Und noch ein Wort zur sagenhaften »Einbrenn«:

Wenn Sie das heiße, in Thea geröstete Mehl mit kaltem Wasser oder Milch aufgießen, entstehen keine Bröckerln. Im Gegensatz dazu müssen Sie kalte Einbrenn mit heißer Flüssigkeit aufgießen.

Trotz aller seltsamen Tipps: Da die »Wiener Küche« in der Gegenwart in einer universellen Welt immer mehr in Vergessenheit gerät, können diese alten Kochbücher noch immer – oder schon wieder – für den Liebhaber guter Küche wertvolle Tipps liefern.

Wie man sich bettet, so liegt man

Bassenahäuser, Gemeindebauten, Plattensiedlungen

Die Einwohnerzahl der Gemeinde Wien sank seit 1918 stetig, sie betrug vor dem Ersten Weltkrieg knapp über 2 000 000, da viele Binnenmigranten aus den Kronländern der Monarchie im 19. Jahrhundert in die Hauptstadt übersiedelt waren. Mit dem Zusammenbruch des multiethnischen Kaiserreiches und der Bildung der kleinen österreichischen Republik unterblieb der Neuzuzug; viele der Tschechoslowaken remigrierten in die neu geschaffene Tschechoslowakei. Zudem war die neue Bundeshauptstadt kein ausgeprägter Industriestandort – Fabriken gab es im Wiener Becken und in der Mur-Mürz-Furche, aber kaum in der Hauptstadt. Ursache dafür war die Angst der konservativen Stadtverwaltung vor überbordenden Arbeitermassen. So sank die Einwohnerzahl Wiens auf etwa 1 553 346 im Jahre 1980, also eine halbe Million weniger als anno 1918.

Trotzdem wohnten noch in den Sechzigerjahren viele der Hackler – also die *working class people* – in den Bassenawohnungen mit Klosett und Wasserentnahmestelle am Gang, also in Wohnungen ohne Fließwasser und eigene Toilette. Diese für die Hauseigentümer äußerst günstige Wohn- und Hausform hatte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den äußeren Bezirken durchgesetzt. Nach der Eingemeindung großer Flächen, den »Vororten« von Wien, in den Jahren 1890 bis 1892, war ein immenser Bauboom entstanden, die ehemaligen agrarisch genutzten Flächen wurden rasterförmig erschlossen und durch die von der Gemeinde verfügte Steuerfreiheit von profitorientierten Spezialisten schnell und billig und ohne ästhetische Maßgaben bebaut. Die vom Flächenwidmungsgesetzen erlaubte Zahl der Etagen wurde durch den Einbau von Zwischenstockwerken (»Mezzanin«, dazu kam noch das »Subterrain« in der Kellerlage) unterminiert. Diese Anlageform war durch die verfügte Steuerfreiheit günstig und die alsbald zu erwartenden Renditen erwiesen sich



Eine Bassena am Gang im Winter.

als vielversprechender, als Anleihen bei einer Bank aufzunehmen. Dieser Logik folgend wurde die Miete der Bewohner als »Zins« bezeichnet. Bis heute gelten diese Bauformen offiziell als »Altbauten«. Die Wohnungen werden umgangssprachlich als »Bassenawohnungen« bezeichnet: Die Wasserentnahmestelle am Gang wurde nach dem italienischen *bacino* oder dem französischen *bassin* Bassena genannt. Der Wasserhahn musste in eisigen Wintermonaten mit Fetzen umwickelt werden, um ein Gefrieren des Wassers und die damit verbundene Sprengung der Leitungen zu verhindern. Oft wurden Abfälle in die Bassena geschüttet und dadurch verstopft. Es folgte ein hausinternes Detektivspiel: Welcher Dreckskerl war das Saubartl? Auch dass Kinder im Sommer an der Bassena Pritschelpartien abhielten, förderte nicht die Solidarität der Hausbewohner. Rar waren die Spielplätze, die Kinder konnten entweder auf die Straße ausweichen, noch war der Verkehr in den Seitengassen übersichtlich, oder im jeweiligen Stockwerk herumtollen.



Der Reismannhof in Wien-Meidling im Jahr 1945. Die Wohnungsnot nach dem Krieg war groß.

Doch es gibt auch Erfreuliches zu berichten. In der Zwischenkriegszeit begann die Gemeinde Wien eine prinzipiell neue Variante des Wohnbaus: Sie trat dabei selbst als Trägerin auf und ermöglichte dadurch die Errichtung der Gemeindebauten. Freilich herrschten auf dem Wohnmarkt damals andere Voraussetzungen: Der private Wohnungsbau war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs fast völlig zusammengebrochen und die nunmehr in der Stadt regierenden Sozialdemokraten hatten andere Prioritäten als die vordem herrschenden Politiker der christlich-sozialen Partei. Eines der wichtigsten Ziele – neben Bildung und Gesundheit für alle – war die Schaffung von bezahlbaren und gesunden Wohnungen. Also errichtete die Gemeinde mit den besten Architekten der Stadt die »Gemeindehöfe«, bei denen sich die Wohneinheiten stets um Innenhöfe gruppierten. Die Zahl der hellen und für Licht, Luft und Sonne sorgenden Innenhöfe war variabel. Die Verbauungsdichte der »Gemeindehöfe« war auf 30 Prozent limitiert, oft befanden sich in den Innenhöfen Schwimmbäder und

Sportstätten und die Jugendlichen mussten ihre Freizeit nicht mehr auf der Straße oder im Stiegenhaus verbringen. Die »Kunst am Bau« reüssierte, anerkannte Bildhauer wie der aus dem italienischen Ferrara stammende Mario Petrucci oder der Brünner Anton Hanak schufen Plastiken. Namen wie Karl-Marx-Hof, Friedrich-Engels-Hof, George-Washington-Hof kündeten von der Tradition, der sich das »rote Wien« verpflichtet fühlte.

Als die britische Queen Elisabeth II. am 5. Mai 1969 offiziell Wien besuchte, stand auf ihrem Programm die Visitation eines Gemeindebaus, nämlich des Marschallhofes in der Nähe der Reichsbrücke am Kaisermühlendamm. Die Queen betrat sogar eine Wohnung, es war die Zwei-Zimmer-Wohnung von Frau Chlumetzky, sie setzte sich mit ihr zu einem Gespräch und trank mit ihr den unvermeidlichen Tee. Natürlich war das Treffen von der Stadtverwaltung vorbereitet, der Aufzug war gewartet, der Fußboden im Gang erneuert worden, und schon ein halbes Jahr vor dem Besuch waren Bäume und Sträucher beim Eingang gesetzt worden. In welcher Sprache sich Frau Chlumetzky und die Queen unterhielten, ist nicht bekannt.

In den Sechzigerjahren bewohnten etwa 70 000 Wiener die Gemeindehöfe, etwa 400 000 die Altbauten. Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren viele Häuser der Hauptstadt zerstört, der Wohnbau in den Nachkriegsjahren – ob von privater Hand oder von der Gemeinde – musste mit wenig finanziellen Mitteln in kürzester Zeit für die große Zahl an Ausgebombten oder nach Wien Geflüchteten billigen Wohnraum schaffen. So gab es zunächst großflächige Barackensiedlungen, die von den Alteingesessenen strikt gemieden wurden, da man Gewaltausbrüche und Messerstechereien fürchtete. Ein Beispiel war der Weidlingauer Auhof im 14. Bezirk – heute steht dort ein riesiges Einkaufszentrum. Den Buben war es strengstens verboten, sich den Holzbaracken des Auhofes auch nur zu nähern.

Viele der Arbeiter lebten noch immer in den als nicht mehr tragbar angesehenen Bassenawohnungen. Die Ära der Beseitigung der zahlreichen Kriegsrüinen war zumindest in den inneren Bezirken mehr oder weniger abgeschlossen, nun musste etwas

Neues her: In den Sechzigerjahren wurden die ersten »Plattenbauten« errichtet, die freilich nicht so genannt wurden, aber in der Bauweise den »Panelaks« oder *panelaky* des kommunistischen Ostens entsprachen. An der Peripherie entstanden riesige Wohnblöcke nach standardisierten Grundrissen, ihre Prämissen waren Ökonomie und Zweckmäßigkeit. Das Fehlen der Infrastruktur und die absolute Trennung von Wohnort und Arbeitsplatz wurden dabei wohlwollend in Kauf genommen. Wohnraum musste her. Und zwar möglichst schnell. Und noch dazu möglichst billig. Auf Wiesen oder bislang von wilden Siedlern bewohnten Flächen am Stadtrand konnte die Gemeinde mit zu montierenden Betonplatten in kürzester Zeit neue Kleinstädte errichten, gedacht für etwa 40 000 Bewohner. Zu den anfänglich hochgeschätzten Plattenbauten (hell, klar, sauber, funktional) zählten etwa die Großfeldsiedlung (erbaut 1966–1973) oder die Trabrenngründe (1973–77). Grünflächen – wozu? Einkaufsmöglichkeiten? Riesensupermärkte. Anbindung des öffentlichen Verkehrs? Bald haben eh alle ihr Auto. Oder pro Haushalt zwei Autos, wie Statistiker damals errechnet haben. Kinderspielplätze? Die Buben und Mädels sollen hackeln für die Schule. Infrastruktur? Was ist das?

In die verwaisten Bassenabauten zogen nach und nach die »Jugos« und Türken ein, die Ende der Sechzigerjahre massenweise als Arbeitskräfte in die Stadt gelockt wurden.

Anfangs waren viele Bewohner froh, der Enge der Bassenwohnungen entschlüpfen zu sein. In dem Buch »Wien – meine Stadt, Jungbürgerbuch 1969« heißt es:

Heute rechnet man im Durchschnitt mit einem 2,4-Personen-Haushalt. Aber für diese Haushalte mit einem oder zwei Kindern braucht man Wohnungen, die zumindest 65 Quadratmeter groß sind. Die Hälfte aller neugebauten Wohnungen müssen etwa diese Größe erreichen, wenn man modernen Anforderungen gerecht werden will.

Und noch einmal das »Jungbürgerbuch 1969«: »In der Stadt gibt es kaum irgendwelche Banden. Es gibt nicht die Provos ... wir kennen keine ähnlichen Erscheinungen wie

die Rocks und die Mods, die Teddyboys und die Hooligans, die ganze Straßenzüge terrorisieren, Lokale zusammenschlagen und in Seebädern der Polizei blutige Schlachten liefern. Selbst in der Gammelerstatistik, die mit drei Gammelern in Liechtenstein beginnt, rangiert Österreich mit 1200 unter ferner liefen!

Bleibt die Frage: Wie und von welcher Behörde wurde eine Gammelerstatistik erstellt?

Und doch gab es Probleme, die schon in den Jahren zuvor entstanden waren, als die Vielzahl der Kinder und Jugendlichen in den neuen Großsiedlungen keine geeigneten Aufenthaltsorte und Spielmöglichkeiten fand und die Stimmung bald in aggressive Tätlichkeiten umschlug. Von »Vandalenakten« und »kriminellen Zuständen« in den Großsiedlungen war in den Zeitungen zu lesen. Aber irgendwo mussten die Jugendlichen ja schließlich Sport treiben oder ihre Musik in halbwegs wilder Lautstärke hören können. Konflikte waren also vorprogrammiert. Und langsam begriff auch so mancher der älteren Bewohner, dass die Monotonie und die Hässlichkeit der Betonklötze ihrer Siedlung nicht zu einem harmonischen Leben oder gar gedeihlichen Miteinanderleben führen konnten. Was also tun?

Aus den Fehlern der ersten Großsiedlungen lernten schließlich die Städteplaner der Achtzigerjahre, und bei manchen der Großbauten – wie der mit dem historischen Namen »Am Schöpfwerk«, erbaut in den Jahren 1976 bis 1980 – wurden die Prioritäten geändert. Keine Plattenbauten wie im Ostblock, sondern Variationen bei der Gestaltung der Wohnblöcke: Die Siedlung ist in Ringen organisiert, wovon der Nord-Ring mit dem Ost-Ring, Süd-Ring (Schöpfwerk 14), Südwest-Ring (Schöpfwerk 16) und der Kleingartensiedlung (Westring) einen Park in der Mitte einschließt. Dazu kamen minimale Instrumente der Infrastruktur wie Schule und Kindergarten. Doch das dem Wiener und der Wienerin ans Herz gewachsene Wirtshaus war zu Fuß nicht zu erreichen.

(Ein kleiner Ausflug in die Gegenwart: Als die Seestadt in Aspern geplant wurde, errichtete man zuerst eine dorthin führende U-Bahn. Von der Station aus begann man dann, die einzelnen

Wohnblöcke in zugänglicher Nähe zu errichten. Jetzt sind viele der Bewohner unzufrieden, weil sie nicht mit dem Pkw direkt vor ihrer Wohnung parken können.)

Mit dem Ende der Sechzigerjahre begann sich auch die Wohnsituation der noch immer in den Altbauten wohnenden Parteien zu verbessern. Mit Parteien sind hier keineswegs die ÖVP oder die SPÖ oder gar die KPÖ gemeint, sondern die Hausparteien, im Sinne von *pars pro toto*. Durch günstige Kredite der Stadt Wien für Strukturverbesserung – also Einbau von Zentralheizung und Wasserleitung – gelang es vielen Mietern, dem Substandard zu entkommen. Sogar Klosetts konnten – zumeist im Pusch nach der Arbeitsschicht – in die ehemaligen Bassenwohnungen eingebaut werden.

Durch das schon erwähnte Sinken der Einwohnerzahlen sowie der unzähligen Großsiedlungen am Stadtrand galt der Wohnungsneubau ab den Siebzigern nicht als prioritär, vielmehr war die Devise: Stadterneuerung vor Stadterweiterung. So wurde durch die Vergabe von Krediten vielen Wienerinnen und Wienern die Möglichkeit gegeben, nicht mehr genutzte Waschküchen in Wohnungen umzubauen oder kleine Wohnungen zusammenzulegen und dadurch zu größeren Wohneinheiten zu gelangen. Apropos Waschküchen: Unter den Dächern vieler Bassenwohnungen gab es einen großen Kessel zum Erwärmen des Wassers und im Nebenraum gespannte Schnüre. Die Hausparteien teilten sich die Waschtage untereinander auf, die nassen Wäschestücke wurden mit Kluppen an die Schnüre gehängt. Der Waschtage der Partei X war etwa Mittwoch, da kam sogar die Schwester oder die Mutter der Hausfrau, um mit vereinten Kräften in einem Tagesdurchgang mit »der Wäsche« fertig zu werden. Deren Beförderung im Wäschekorb wurde mit vereinten Kräften, also mit den zur Mitarbeit abkommandierten Kindern, bewältigt.

Wie aber lebte es sich in den Sechzigerjahren in den Alt- oder Neubauwohnungen? Es änderte sich nach und nach allerhand. So durch das rapide Ansteigen der Schwarz-Weiß-Fernseher in den Haushalten. Mit dem Fernseher entwickelte sich ein neues Freizeitverhalten: Abends sah man wahlweise FS 1 oder FS 2, eine dritte Möglichkeit gab es nicht. Bis man gegen elf Uhr auf das

Programm schimpfte und leicht grantig zu Bette ging. Der Fernseher wurde beim Abspielen der Bundeshymne, die das Ende des Programms signalisierte, abgeschaltet.

In meiner Familie dauerte sogar der Erwerb eines Fernsehers – von einem Kauf von Seiten des allmächtigen Herrn Vater war nie die Rede – bis in die späten Sechzigerjahre, als ich von meinem Lohn für die Nachhilfestunden in der mir damals ziemlich geläufigen lateinischen Sprache einen Schwarz-Weiß-Apparat kaufte. Vaters Meinung war: »Im Fernsehen wird nur Tschinn-Bum gespielt. Und spät am Abend geht ein anständiger Arbeiter sowieso schlafen. Also brauch ma sowieso keinen Fernseher.«

Eine Ausnahme war natürlich die Übertragung von Fußballspielen oder Skirennen. Hockte die Familie in der Radiozeit noch wie gebannt vor dem Radiokastl und folgte der lautstark tremulierenden Stimme von Edi Finger senior, so blickte man nach der Anschaffung, nach dem Einzug – ja, man kann von einem »Einzug« des neuen Möbelstücks sprechen – auf jenes Kastl mit den laufenden Bildern, das zumeist in einem Winkel des Zimmers aufgestellt wurde. Früher stand dort das Radio, noch früher das Holzkreuz vom Gottessohn. Flimmerte das Bild bei der Übertragung, so musste die Hausfrau mit der Antenne im Zimmer verschiedene Platzierungsplätze austesten und diese dabei in alle Richtungen drehen, bis der Herr des Hauses ausrief: »Jetzt passt's, so bleib stehn!«

Wurde ein für die Österreicher wichtiges Skirennen übertragen, und jedes Skirennen war für die Österreicher wichtig, weil man sich über diesen Sport als von allen geschätzte oder sogar gefürchtete Weltmacht definieren konnte, so griff man zur Tageszeitung, wo die Liste der Starter festgehalten war. In die Leerzeile daneben wurde die Zeit des jeweiligen Läufers oder der Läuferin eingetragen, sodass man stets eine perfekte Übersicht über den Stand des Rennens hatte. Die Hausfrau hatte für die reibungslose Zubereitung des Mittagmahls zu sorgen. Was oft zu familieninternen Konflikten führte: Essen oder fernsehen? Denn blöderweise starteten die meisten Skirennen exakt zur Essenszeit, also um 13 Uhr.

Vom Fernseher zum Telefon. Auf die Bereitstellung einer Leitung musste man oft jahrelang warten. In den Sechzigern gab es

vierertorten noch die wohlfeilen Viertelanschlüsse: Vier Parteien eines Hauses hingen an einer Leitung, das heißt: Ihr Telefon hing an einer Leitung, die zur Ortsvermittlungsstelle führte. Wollte eine Partei sprechen, blockierte sie die drei anderen. Wenn so ein Viertelanschluss durch Zufall oder Glück oder Schmiergeld frei wurde, dann konnten die strahlend weißen Telefonapparate samt Anschluss wie das zweite Heiligtum nach dem ersten Heiligtum, dem Fernseher, wie eine Siegestrophäe in der Wohnung platziert werden. Bis in die beginnenden Achtzigerjahre balgten sich noch 40 Prozent der Wiener um den Viertelanschluss, dann setzte eine Initiative der öffentlichen Verkabelung im Stadtgebiet ein. Warum nicht früher, weiß in Wien kein Mensch. Also auf ins Salzamt! Wer's nicht kennt: Zum Salzamt werden jene geschickt, deren Anliegen von keinem der zahlreichen Ämter wegen Unzuständigkeit bearbeitet wird. So hält das funktionierende Salzamt den gesamten Magistrat zusammen. Übrigens: Am 8. November 1965 wurde der millionste Telefonanschluss innerhalb Österreichs hergestellt. Zu diesem Anlass rief der zuständige Verkehrsminister den glücklichen Telefonbesitzer – einen Favoritner – selber an und verkündete ihm die freudige Nachricht, dass die Gebühr für die ersten drei Monate von der Postverwaltung beglichen werde. Gratulation!

Jugendliche wollten damals angesichts der Enge der Räumlichkeiten und des Denkens so bald wie möglich aus der elterlichen Wohnung ausziehen, vom Hotel Mama, wie im nachfolgenden Jahrtausend, war selbstverständlich nicht die Rede. Buben taten sich dabei leichter, sie hackelten in den Ferien entweder am Bau oder bei der Post, und mit dem verdienten Geld konnte man mit Glück oder mit einem bekannten Spezi irgendwo einen Unterschlupf finden. Hauptsache nicht daheim.

Und so entstand jenes Wohnarrangement, das später als WG, als Wohngemeinschaft, bezeichnet wurde. Und das lag teilweise im Subterrain, also auf Kellerniveau. Auf gut Deutsch oder Wienerisch: Man konnte durch das Fenster einsteigen. In den Anfangszeiten bezeichneten gewisse Medien Wohngemeinschaften gern als »schmutzige Behausung von langhaarigen Haschbrüdern«. Überraschend ist jedoch die Tatsache, dass die Jugendlichen mit einem

Mindestmaß an Komfort auskamen. Ein Ölofen für zwei Räume, der mit einem Zehnliterkanister in regelmäßigen Abständen nachgefüllt wurde, das Öl holte man im Kanister bei der nächsten Tankstelle. Klosett natürlich (im Winter bei null Grad) am Gang, der Verputz bröckelte. In den Zimmern ein paar Kästen fürs Gewand, ein paar Regale für Bücher und Skripten. Keine Betten, sondern Matratzen, die nebeneinander gereiht waren und deren braune Flecken durch ein paar Überzüge verdeckt wurden. Dafür verlangte der Hauseigentümer einen ziemlich hohen Zins.

Die typische Kleinfamilie aber lebte in den Sechzigern in 60 Quadratmeter großen Wohnungen. Der Wiederaufbau war geistig immer noch nicht abgeschlossen, eine Überzahl an Vergnügungen (»Das können wir uns nicht leisten« oder »Wir ham ja nix ghabt«) galt als verfemt oder sündhaft und wurde von Puritanern verteufelt. Gasthausbesuche waren nur bei Geburtstagsfeiern, Firmungsfeiern und ähnlichem vorgesehen. Es reichte der Sonntagsausflug, den man im neuen Pkw entweder in die vielbesungene Wachau oder gar bis zu den Wiener Hausbergen Rax und Schneeberg zelebrierte. Am Abend erfolgte bei der Westeinfahrt sowie bei der Südeinfahrt regelmäßig ein kilometerlanger Stau der Pkws, der die Rückfahrt locker um mehr als eine Stunde verlängerte. An den Kreuzungen der Einfallsstraßen verharrten überforderte Polizisten, die mit verzweifelten Handzeichen den Verkehr regulierten und von genervten Autofahrern beschimpft wurden. Die modernen Ampeln gab es nur in der Innenstadt, die Straßenverhältnisse waren auf den Massenandrang der Wagen noch nicht vorbereitet. Oder, anders ausgedrückt: Die wenigsten benutzten die Züge oder Busse der ÖBB oder der Post. Ja, es gab noch Postbusse, die sich schon in der Farbe von den Bahnbussen unterschieden, die Postbusse waren natürlich gelb. Die Busse von Post und von der ÖBB hatten sich das Territorium Österreichs untereinander aufgeteilt, damit es nicht zu Überschneidungen der Routen kam. Manche der gelben Postbusse fuhren am Wochenende sogar mit einem Anhänger mit Tür genau in der Mitte, bei der Tür saß der Kartenkontrollor, der auch für das Öffnen und Schließen der Türe zuständig war. Traritrara!

Die Pensionisten oder jene Minderbemittelten, die sich noch immer kein Auto leisten konnten, drängten sich im prall gefüllten 7-Uhr-Zug vom Südbahnhof, um die Wiener Hausberge zu erreichen. Dieser Zug hatte eine gute Anschlussmöglichkeit in Payerbach-Reichenau, der Autobus fuhr vom Bahnhof zur Talstation der Gondel auf die Rax. Als Einheitsuniform der Bergstürmer galt: die Männer mit Knickerbockern, roten Stümpfen und karierten Hemden, die Frauen im Dirndl. Am Kopfe trugen die Männer etwas, das am ehesten dem Steirerhut entsprach und mit möglichst vielen Wanderabzeichen sowie mit Federn – von Huhn oder Habicht – bespickt war. Man wollte ja zeigen, wo man schon gewesen war. Abends kehrte man glücklich und zufrieden in sein Heim zurück. Mit der nächsten Anstecknadel für den Hut. Und war zufrieden: *My home is my castle*.

Übrigens konnten die den Zug benutzenden Ausflügler – sie zählten zur Minderheit und wurden für mittellos gehalten, da sie sich offenbar kein Auto leisten konnten – in verschiedenen Kopfbahnhöfen einsteigen. Zum Beispiel im Westbahnhof. Gut, von dort konnten sie den Wienerwald erreichen. Wir Jugendlichen hockten im bahnnahen »Felsenkeller« in Hadersdorf im 14. Gemeindebezirk und starrten beim klammheimlich getrunkenen Bier auf die vorbeiflitzenden Schnellzüge der Westbahn. Beim »Orient-Express« und beim »Transalpin« zählten wir oft die Waggons. Ob wir jemals in solch einen am Westbahnhof startenden Waggon Platz finden könnten?

Der nächste Bahnhof war seinem alten Namen treu geblieben, er hieß Franz-Josephs-Bahnhof. Doch wer wollte schon ins Waldviertel? Der Nordwestbahnhof und der große Nordbahnhof waren durch den Krieg zerstört. Aber mit der 1962 eröffneten »Schnellbahn« entstand die Möglichkeit, so unattraktive Ausflugsziele wie Stockerau und Gänserndorf zu besuchen. Dann gab es auch noch den Ostbahnhof. Den vergessen wir lieber. Und ein Stockwerk oberhalb des Ostbahnhofs befand sich der Südbahnhof. Auf dem der 7-Uhr-Zug nach Payerbach-Reichenau auf die Wanderer wartete. Also um halb sechs hinaus aus den Betten!